

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 15

Artikel: Eine Italienreise zur Kriegszeit
Autor: Leupin, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635852>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

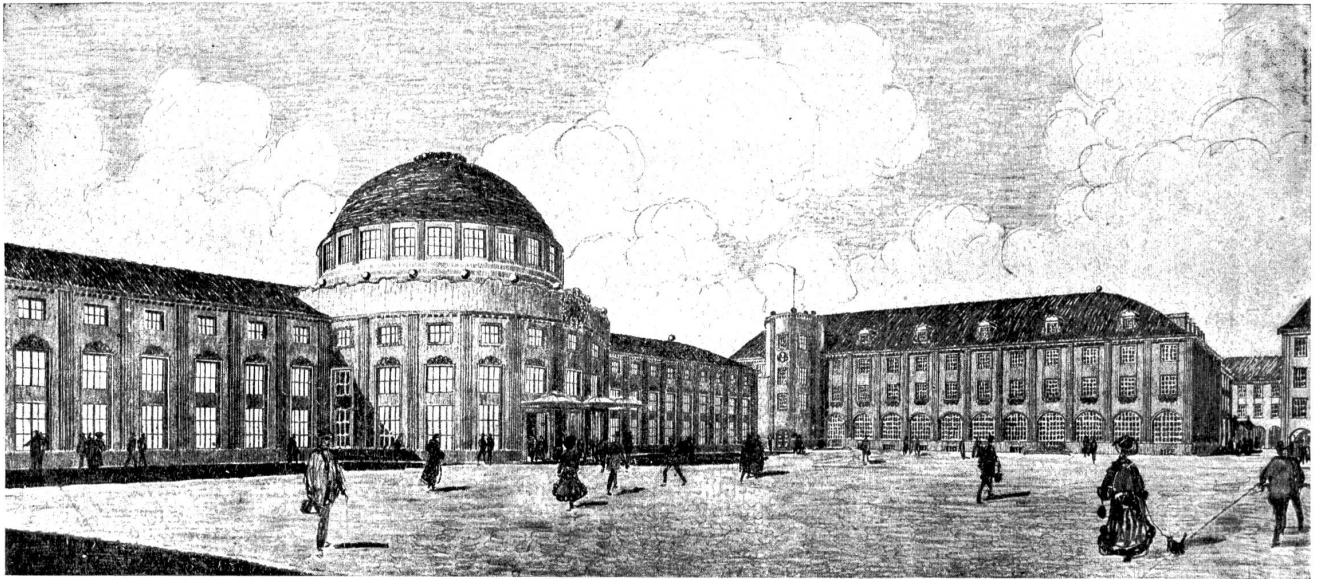
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wettbewerb für Fassaden-Entwürfe zum Bahnhof- und Post-Neubau in Biel. 5. Preis. Verfasser: Architekten Bracher, Widmer & Daxelhofer, Bern.

Seitenflügeln des Bahnhofes ist nicht motiviert. Die gepaarten Eingänge bei Bahnhof und Postgebäude sind unzuwehmäßig und lassen sich bei dem gewählten Säulerrhythmus nicht korrigieren. Die Abänderung des Erdgeschoss-Grundrisses der Post entspricht, besonders im Hinblick auf die Eingänge zur Schalterhalle und Telegrammaufgabe, nicht den praktischen Anforderungen. Die Postfassade ist beim Hauptprojekt unschön und diejenige der Variante läßt sich nicht auf den Programmgrundriß übertragen.

Zum Entwurf von Bracher, Widmer & Daxelhofer: Das Streben nach Großzügigkeit in den Linien ist in der Variante B anzuerkennen, jedoch ist deren Kuppelbau zu großartig. Das an sich günstige Gesamtbild des Hauptprojektes leidet unter der unsymmetrischen Gestaltung des Postbaues. Die Grundrißvorschläge beim Bahnhof

mit der Teilung des Durchganges nach den Perrons bedeutet verkehrstechnisch keine Verbesserung. Die angestrebten Verbesserungen in den Grundrißvarianten zum Postgebäude sind in dienstlicher Beziehung nicht erreicht worden. Die Grundrißvariante B des Bahnhofes teilt die Billettschalter in betriebstechnisch unzulässiger Weise.

Zum Entwurf von Klausner & Streit: Die Mittelpartie des Bahnhofes ermangelt des Typischen und wirkt als Verbindungsglied zweier getrennter Bauten. Die ganze Fassade erweckt den Eindruck einer Rückseite. Die Belichtung der Räume der Post ist mangelhaft. Die unsymmetrische Anlage der Attika, die in der Perspektive durch vorzeitigen Abschluß des Bildes geschickt verdeckt ist, wirkt unbefriedigend.

Die Bildstücker stammen aus der „Schweiz. Bauzeitung“. 1917, Nr. 5 und 6.

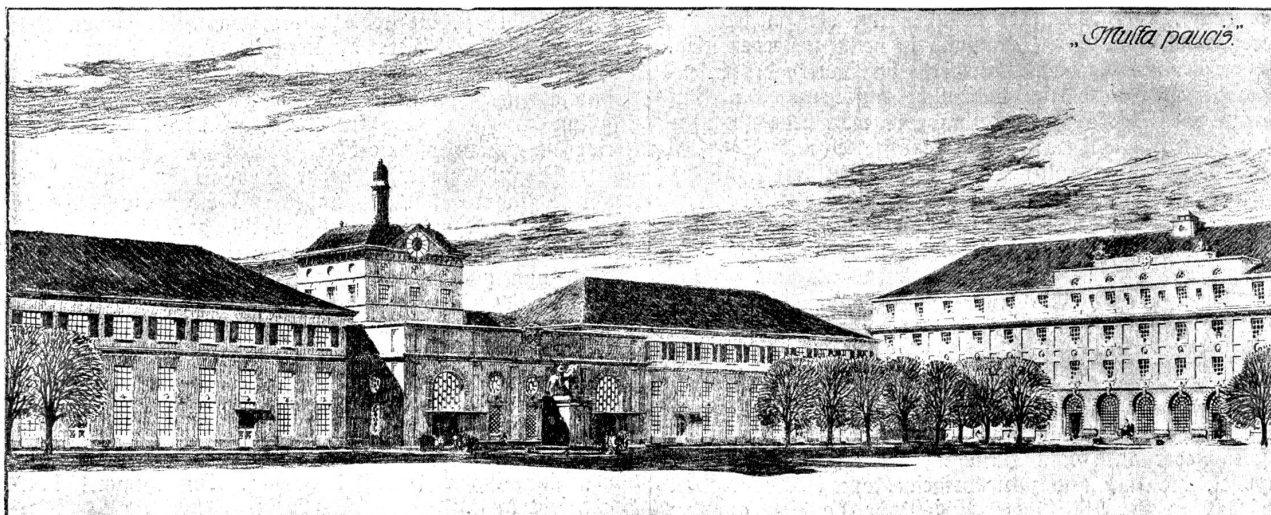
Eine Italienreise zur Kriegszeit.

Von A. Leupin.

Für meine kleinen Verhältnisse bedeutete es einen großen Entschluß, im Kriegsfrühjahr 1916 nach Italien reisen zu wollen. Auch gingen ja die tollsten Gerüchte um über Grenzpladereien und Schikanen gegen Deutschsprechende im Innern des Landes. Meine Bekannten sahen in mir schon die künftige Zielscheibe italienischen Deutschhasses. Ja, einige erzählten Schauerbeispiele von Schweizern, die ihre Lustreise in Italien hinter „schwedischen Gardinen“ beschlossen hätten. Warum? Um nichts. Ein unbedachtes deutsches Wort genüge, um bei den Heißspornen jenseits des Gotthard einen Volksauflauf hervorzurufen. Na, also. Da konnte meine Reise recht romantisch werden! Vorerst mußte ich mir aber den Reisepaß besorgen. Dessen Beschaffung sei auch für einen harmlosen Menschen ziemlich schwierig und zeitraubend, munkelte man. Bald sollte ich es selbst erfahren, daß dies nicht nur leere Gerüchte seien. Und der pridelnde Reiz kommender Abenteuer wich schon in den nächsten Tagen einer tiefen Mutlosigkeit, als sich mir auf der Jagd nach dem Reisepaß immer neue Hindernisse in den Weg stellten. Da muß ich doch gleich ausführlich erzählen, wie es mir auf dieser Paßjagd ergangen ist.

Hast Du schon einmal an einer Fuchsjagd teilgenommen, lieber Leser? Nicht? Ich auch nicht. Aber man kann sich's ja leicht ausdenken, wie die schlauen Füchlein dem Jäger stets neue Schnippchen schlagen, um sich im sichern Versteck

seiner Ohnmacht zu freuen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß alle Beamte, die sich mit der Pakausfertigung zu befassen haben, schlaue Füchse seien. Bewahre! Vorsichtshalber bereitete ich mich auf meinen Rundgang in den sieben Bureaus mit Unterabteilungen gehörig vor. Den schwarzen Gefrock zog ich an, den ich seit meiner Hochzeit nie mehr getragen hatte, kaufte mir um teures Geld einen runden steifen Hut und übte mir die ruhigen, gemessenen Bewegungen eines Spießbürgers ordentlich ein. In meiner Beamtenuniform sah ich nun so aufgeräumt aus, daß man in den Bureaus hinter dem Tisch ohne weiteres annehmen durfte, mit seinesgleichen zu tun zu haben. In den Unterabteilungen ging alles glatt. Ich rutschte nur so durch. Auf den Bureaus aber kam Harz unters Leder, und ich blieb oft trostlos hängen. So wünschte zum Beispiel der heilige Bureaufratius, daß ich, einen Tag vor der Abreise, hundert Kilometer von hier das Original einer Ausweiskopie hole. Kopien seien immer zweifelhafte Papiere. Freilich; er hatte recht, der gewissenhafte Beamte. Aber meine Bekleidungs- und Bewegungsstudien wollte ich nicht umsonst gemacht haben. Müde griff ich nach meinem „Kots“ an der Wand und war eben im Begriff, mich, wie es niedere Beamte zu tun pflegen, mit unterwürfigem Kumpfnicken zu entfernen, als sich der Hartherzige hinter dem Tisch, der mich aufmerksam beobachtet hatte, laut räusperte. Ich hielt einen Augenblick inne und er teilte mir gnädig mit, er wolle mir unter Ablehnung jeder Verantwortung die Beibringung des geforderten Originals erlassen. Die Schreibmaschine klap-



Wettbewerb für Fassaden-Entwürfe zum Bahnhof- und Post-Neubau in Biel. Verfasser: Architekten Klauer & Streit, Bern.

perte. Wenige Minuten später war ich im Besitz seines Attestes, das mir über die nächsten Hindernisse hinweghelfen sollte.

Ein besonderes Glück muß ich es nennen, daß ich mit meiner Ehefrau gerade auf gutem Fuße stand. Denn der Stalienraum hätte in blauen Dunst zerrinnen müssen, wenn sie mit ihrer Unterschrift nicht die Einwilligung zu meiner zeitweiligen Auswanderung gegeben hätte. Auch diese Abfuhr blieb mir also erspart. Damit aber meine Persönlichkeit für Frau, Gemeinde und Staat sichergestellt sei, mußte ich Photographien beibringen und unter der Maßquillotine stille stehen. So wurde nun amtlich festgestellt, daß ich von Statur mittelgroß und genau hundertsieben- und sechzig Zentimeter hoch sei. Auch konnte dem scharfen Auge des Signalementschreibers nicht entgehen, daß zwischen dem ovalen Kinn und der hohen Stirn eine geradlinige Nase vorspringe, umspielt von den Braunschattierungen des Schnurrbartes und der Augenbrauen. Geärgert hat es mich zwar, daß man keine besondern Merkmale an mir entdecken wollte, und so wandte ich nun, um eine Illusion ärmer, als amtlich abgestempelter Durchschnittsmensch unter meinen glücklichen Mitmenschen, denen die Hoffnung auf Anerkennung ihrer Vorzüge noch nicht so grausam geraubt worden ist.

Nun glaubte ich, die größten Hindernisse überwunden zu haben. Aber es kam anders. Die Gewissensprüfung auf der letzten Station, welche mich den dritten Fünfränkler kostete, wollte mir schier den Glauben an das schöne Italien, ja an die ganze Menschheit rauben. Mit dem ehrlichsten Gesicht, amtlich beglaubigt durch Gemeinde, Kanton und Eidgenossenschaft, trat ich demütig in Nummer 7. Halb freudig erregt, daß ich in den nächsten vierundzwanzig Stunden die Grenzbarrikade hinter mir haben sollte, halb schauernd im Gedanken, daß das schöne Italien mit seinen Meeren, Städten, Pinien und Zypressen samt meinen Ausweisen im Papierkorb des gestrengen Inquisitors versinken könnte, brachte ich mein Anliegen vor. Man hatte jetzt gerade nicht Zeit; man suchte die Achseln, ließ endlich den Fragenapparat in mein Hirn spielen, um dunkle Stellen schärfer zu beleuchten. Dann hatte man nichts gegen meine offizielle Ehrlichkeit, traute mir aber doch nicht über den Weg, geschweige denn über die italienische Grenze. Das Passivum wurde mir aber schließlich doch zugesichert. Als ich am folgenden Tag voll Zuversicht meinen Reisepaß abholen wollte, kam mir das Schreibfräulein, liebenswürdig wie sie ja alle sind, mit fliegenden Blättern in der Hand halbwegs entgegen. Ich glaubte nun, meine Ausweise in

Empfang nehmen zu können und wollte der hübschen Tochter in einer Anwendung allgemeiner Menschenliebe die zarte Hand küssen. Sie bat mich aber mit einladender Handbewegung, auf der Bank Platz zu nehmen. Man habe meine Papiere vermutlich mit andern verwechselt und könne sie augenblicklich nicht finden. Und der Schnellzug nach Brig fuhr in einer Stunde weg. O Schicksal! Du spinnst und zerreihest die Lebensfäden, knüpfst Knoten und lösest sie wieder, frei schaltend, ohne Ansehen der Person. Hättest du mich nur eines Blickes gewürdigt, du hättest erkennen müssen, daß das aus allen Himmeln gerissene Menschlein auf der Wartebank in Nummer 7 das lebende Seitenstück zu Hodlers „Enttauchte Seelen“ bildete, deren Reproduktion dort in ironischer Ruhe an der Wand hing.

Der nächste Tag, ein strahlender Frühlingssonntag, traf mich auf der Reise zum Ziel meiner Wünsche, nach dem klassischen Florenz. In Brig eröffneten die schweizerischen Zollwächter den Reigen der Durchsuchungen. Sie fahndeten nach verbotenen Ausfuhrartikeln, hätten zwar wissen können, daß Sprachlehrer nie dabei sind, wenn irgendwo ein gutes Geschäft gemacht werden kann, sei es ehrlich oder nicht. Eine Viertelstunde später führte uns der elektrische Tunnelzug lautlos dem dunkeln Unbekannten entgegen. Drüben in Iselle wurden wir Reisenden vom Grenzkommissär und seinem Stab empfangen. Dieser Empfang war bei weitem nicht so herzlich, wie es jeweilen in Beschreibungen anderer offizieller Empfänge in Regierungsblättern so erbaulich zu lesen ist. Meine Mitreisenden rannten, ohne die schmucken Alpini und Karabinieri im Sonntagsstaat eines Blickes zu würdigen, schnurstraks in den Vorraum des Untersuchungsbureaus. Der Grund dieses Wettlaufes wurde mir erst recht klar, als ich mit meinem Reisegepäck als Nummer 13 empfangen wurde. Mitleidig lächelnd wiesen mir, dem Neuling im Ueberschreiten der Grenze, die Mitreisenden ihre niedern Nummern, mit bedauernder Gebärde bemerkend, es käme sehr häufig vor, daß die zuletzt Untersuchten den Anschluß nach Domodossola-Mailand verlorren. Der Aufenthalt dauere nur vierzig Minuten. Oft werde ein Reisender eine Viertelstunde lang untersucht. Netter Bescherung das! Hier, zwischen himmelanstrebenden Felsen, in der nächsten Nachmittagsdämmerung, sollte ich einen ganzen Tag dorthin brüten? Die böse Nummer 13! Daß ich das dicke Fraueli dort, das eben an die Reihe kam, im Wettlauf nicht überholt hatte! Doch nein; nicht so. Sie schien der schlichten Landestracht nach aus einem der tieferliegenden Dörfer zu kommen. Vielleicht war sie sehnsüchtig erwartet von einem Trüpplein kleiner Kinder. Der Uhr-

zeiger rüdte. Der Schaffner draußen am Zug nestelte an seiner Signalpfeife. Die Spannung in meinen Nerven stieg. Eben verschwand die dicke Italienerin im Innern des Eisenbahnwagens. Ich wollte mich nicht aufregen. Da, fünf Minuten vor Abfahrt des Mailänderzuges, wurde Nummer 13 aufgerufen. Rasch waren ihre Reiseeffekten nach Schritten durchsucht und Personalien, Herkunft, Zweck und Ziel der Reise in den Kontrollbogen eingetragen. Das erste Signal zur Abfahrt ertönte. Ich stürzte auf den Bahnsteig und legte vor den Augen der zwölf Mitreisenden Zeugnis ab, daß ich mich im Paßkontrollwettbewerb mit ihnen wohl hätte messen dürfen. Ein Ruf, und der Zug entfloß aus der engen Felsenklucht.

Die ersten Strahlen des Tagesgestirns zitterten durch den Morgendunst, als ich den Zentralbahnhof in Florenz verließ, um, durch die Straßen schlendernd, ein Stück florentinischen Morgenlebens kennen zu lernen. Das Steinplattenpflaster wiederhallte vom Hufschlag der Pferde, Maultiere und Esel, die auf den zweirädrigen Karren Lebensmittel aller Art zu Markte führten. Reisende hasteten auf die Morgenzüge. Da und dort flogen Fensterladen auf. Eisene Kolladen von Bottegen rasselten und dienstbare Geister öffneten die Ladentüren. Dichtbesetzte Vororttramways brachten die Arbeitercharen ins Zentrum der Stadt. Und die graugelbichten Schaffnerinnen mit der italienischen Farbenrossette am Kopftuch eilten zu den Haltestellen, um ihre Kolleginnen vom Frühdienst abzulösen. Die Zeitungsverkäufer schrien die Morgenblätter aus. Blumen, vorzüglich Aronsstab oder Calla, wurden in Bündeln vorübergetragen. (Sie wedten in mir die Erinnerung an das mit Topfpflanzen stets vollbesetzte Fensterbrett in der elterlichen Wohnung. Zwischen bunten Geranien kräftete dort eine Calla ihr kümmerliches Dasein in magerer Topferde. Der Callastod hatte, dankbar für die sorgsame Pflege der Hausmutter, eine Knospe getrieben. Im Laufe des Tages lief ich wohl hundertmal zum Fenster, zog mein kurzes Körperchen am Fensterrahmen empor, reckte das Köpfchen, um zwischen dem Geranienlaub hindurch nach der Wunderblume auszulugen. Die kindliche Neugier wurde aber auf eine harte Probe gestellt und erlahmte nach und nach. Da holte mich die Mutter eines Morgens aus dem warmen Bettlein. Ihr Auge strahlte. Die Calla hatte ihre reinweiße Blüten-scheide geöffnet. Den gelbroten Finger hob sie mahnend gegen mich: „Schau, kleine Ungegend, gut Ding will Weile haben!“ Wie würde doch Mütterlein gestaunt haben ob all der Blumenfülle in und um Florenz!)

„... cordia!“ Ein Bettelweib, den grauen Kopf demütig seitwärts geneigt, die linke Hand unter der abgetragenen Schürze, hielt mir bittend die hohle Rechte hin und riß mich aus meinen Träumereien. „Misericordia“, wiederholte es automatisch, als wollte es dem fremden Träumer eindrücklich klar machen, daß man sich mit dem Bettelvolk in italienischen Städten abfinden müsse. Ich habe das Weib später zu jeder Tagesstunde oft wieder gesehen. Es lauerte an den verkehrsreichen Straßenzweigungen, kam mit listig zwinkenden Augen aus dem Palast eines reichen Florentiners und stund als tüchtige Berufsfrau mit andern Kolleginnen am Portal des Domes.

(Fortsetzung folgt.)

Der Musterknabe.

Eine komische Geschichte von Walter Dietiker.

„So chömest jeh, Chinder,“ het der Petrus zu-n-ere Schar Aengel i schneewyße Hemmeli und mit flumige Flügel gseit, „sid rächt brav, und wenn ech der Herrgott öppis fragt, so gäbet ihm offe Bscheid.“ Und wo du alli vor em Liebgott gschande si, het der Petrus hübscheli d'Türe hinter sich zuezohe und gmeint: „Mer hät sie wohl no uf der Wält

unde dörfe la si, die arme Chind; was sölle die da obe?“ Und isch sich mit dem Dumerügge über d'Duge gfare.

Im Himmel inn aber het der Liebgott die Aengel fründlich gmüschteret, so daß es däne ganz warm worde isch um ds Härz. Es Buebli het zu-me-n-andere gmeint: „Ganz wie mi Großvater!“

„Se nu, Chinder,“ het dr Liebgott du gseit, „i weiß wohl, es isch kes schlächts under ech. Aber vilicht het doch öppe-n-eis uf der Wält einisch öppis gmacht, wo nid hät sölle vorcho. Was heisch du öppe-n-uf em Gwüsse?“ chehrt er sich zum nächschte Buebli.

Das isch ganz schtill dagsthande, nume die fine Flügel hei hübscheli zitteret: „I ha mängisch d'Großmueter ghuzelet, we si ufem Oftritt igshlaffe-n-isch.“

Dem Herrgott sini Mulegge si läbig worde; aber scho isch er bim nächschte Buebli gschande und het ne fründlich under em Chini gno: „Und du?“

„Liebe Gott,“ het es rots Müli g'antwortet, „i ha nume mängisch e Fürtüfel gmacht. Im Himmel la-n-is gwüß jehst la si.“

„Scho guet,“ seit der Herrgott, „settigi cha-n-i feini bruuche.“

„Aber du, Lineli, bisch gwüß geng es liebs gi, oder?“

Das blonde Meiteli het scho nass Duge gha.

„Nei, liebe Gott, i ha einisch . . . ha einisch . . . ds Ruebettli uftrönn, wo-n-i e Zitlang bi elei i der Schtube gi. Es isch drum . . . so . . . längwilig gi.“

Jehst het der Liebgott doch müeße lache: „So, so, ds Ruebettli heisch uftrönn? Di Mueter wird große Duge gmacht ha, wo sie wieder ine cho isch.“

Und du, schwarze Chruselichopf? Wie heißisch du scho?“

„Ruedi heiße-n-i, aber si säge mir nume dr Chaze-maler.“

„Was! Chasch du so guet Chaze male?“

„Es isch nid wäge däm,“ het der Ruedi gseit, „i ha nume-n-einisch üses Büüßi blau agschtriche, wo mir dr Maler hei im Hus gha.“

Der Liebgott het müeße-n-abstize. Mer het glachet, glachet: „Das isch doch e ahli schtarch. Chaze-n-ajstriche . . . blau!“

Und dr ganz Himmel het glachet, daß fassch d'Sunne-n-i Plamp cho isch.

Wo dr Herrgott wider chln zue sich sälber isch cho gi, het er ds letschte Buebli zue sich gwunke. Das aber het nie d'Großmueter ghuzelet, nie ne Fürtüfel gmacht, nie-n-es Ruebettli uftrönn und nie-n-es Büüßi blau agschtriche. Nid en einzigi Dummheit het dä Kärl gwüßt z'erzelle und isch doch jir Läbtig e glunde, schtarche Bursch gi!

Und dr Liebgott het ne-n-agluagt, lang, lang, ärnst. fassch truurig . . .

D'Chruselbeeri fünd a triebe.

D'Chruselbeeri fünd a trybe,

Und de Sürbusch het scho Chnöpf,

Gwunderig ufem warme Bode

Strecke d'Maierysli d'Chöpf.

I der Seel will's ajo chyme,

• Z'buschelewys, mer mag nid g'cho.

Isch ächt nonig alls verfrore?

Nei s'mueß wieder öppis goh!

Sophie Hämmerli-Marti. („Im Blueß“)

— Nachdruck aller Beiträge verboten. —